

# Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 22.]

[1876

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Goldene und eiserne Ketten.

Erzählung aus schweren Tagen von C. Lübeck.

(Fortsetzung.)

„Ich hatte erwartet,“ sagte Berner endlich, „Sie würden mir einige Fragen über die Dinge und Menschen in Rabenberg vorzulegen haben.“

„Sie haben mir nahe gelegen,“ antwortete Blumenthal. „Als ich heute früh aus dem Fenster meines Zimmers blickte, da fielen meine Augen auf Schloß Rabenberg, in dem ich einst so schöne Stunden verlebte. Aber — wo ist die Poesie geblieben, worin Menschen und Dinge dort sich kleideten? Ich sah im Geiste Sidonie wieder, aber jener Hauch fehlte, der mich so blendete und fesselte und in lichtvolle Hallen das alte, düstere Gemäuer verwandelte.“

„Und wenn ich Ihnen nun sage, daß man Ihrer auf Rabenberg noch sehr oft gedacht, daß Niemand Ihr Gehen lebhafter beklagt, als Fräulein von Rabenberg?“

„Das ist Täuschung, nichts als Täuschung,“ sagte Blumenthal. „Wie ich Ihnen damals gesagt, ist Alles bei ihr Berechnung gewesen. So lange ich die Papiere der Weber in Händen hatte und Herr von Rabenberg sich mit der Hoffnung trug, sie von mir erhalten zu können, da war ich der Löwe des Tages und Fräulein von Rabenberg die Liebenswürdigkeit selbst. Mit einem Schlage aber war Alles verändert, als der Pfaffe in's Schloß kam und als ich entschieden jedes derartige Ansinnen zurückwies. Wo war da die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit! Mir blieb nichts weiter übrig, als auf der Stelle zu gehen, und weshalb ich ging, das habe ich dem Herrn von Rabenberg auch offen gesagt. Ich weiß es, daß ich ihm mit meiner Abreise eine große Freude bereitet habe. — Daß die Enttäuschung für mich eine recht bittere gewesen, das ist erklärlich — aber, Freund Berner, heute denke ich ruhig und bin zufrieden, daß es mir nicht ergangen wie Millionen Menschen!“

„Welchen Millionen?“ fragte Berner.

„Ich hab's jetzt erfahren,“ antwortete Blumenthal lächelnd. „Es gibt im Leben einen Augenblick — nennen Sie ihn den Frühling —, in dem bei den Menschen das ruhige Denken und Handeln im Rausche der Liebe aufgeht und in dem der Mensch wieder ein ungeschminktes und ungekünzeltes Glied der Natur

wird, sich an schönen Gestalten berauscht und weder nach ihrer Stellung noch Lebensauffassung fragt.“

Berner nickte mit dem Kopfe. „Je unfreier und unselbstständiger der Mensch, je beschränkter seine Auffassung vom Leben, um so bescheidener werden seine Ansprüche an den Gegenstand seiner Wahl sein,“ sagte er. „Es ist richtig, es werden Millionen Ehen im Rausche der Liebe geschlossen, unbekümmert um die Zukunft, die schwere Pflichten bringt, deren Erfüllung eine andere Liebe voraussetzt als die des ersten Liebesrausches. Und Pflichten lassen sich nur erfüllen und Lasten nur tragen, wenn die innigste Uebereinstimmung in der Denkweise vorhanden ist.“

„Die letztere Erfahrung ist mir glücklicherweise erspart geblieben,“ sagte Blumenthal. „Ich habe rechtzeitig das Glas erkannt, das wie eine kostbare Perle leuchtete.“

„Auch sie ist eine Perle,“ antwortete Berner sinnend, „wie alle Menschen Perlen sind oder es werden können. Sprechen Sie nie von Glas und Perlen,“ fügte er lebhafter hinzu, „aus gleichem Stoffe sind alle Menschen gemacht, und es kommt Alles nur auf die Verhältnisse an, in denen sie leben, auf die Erziehung — wenn Sie es so nennen wollen. Ich bin überzeugt, daß der Augenblick kommt, in dem auch Sidonie von Rabenberg die Fesseln abstreift, in welche ihre Erziehung sie geschlagen. — Nun aber zu ihrer Rechtfertigung ein Wort!“

„Ich bin begierig.“

„Sie war wohl eingeweiht in die Pläne ihres Vaters und sie glaubte mit gutem Gewissen die Komödie spielen zu können.“

„Ist das eine Rechtfertigung?“

„Hören Sie mich weiter. Die Verhältnisse rissen sie mit fort und sie liebte Sie, wo sie nur scheinbar Sie lieben sollte.“

„Das ist nicht möglich.“

„Und doch ist es wahr. Sie hat mich natürlich nie in die Geheimnisse ihres Herzens eingeweiht, aber Sie wissen, ich bin ein aufmerksamer Beobachter, und als solcher habe ich in ihrem Gesichte, in ihren Augen mehr gelesen, als ihre Lippen mir ver-rathen durften. Sie war es übrigens, die zuletzt den Plan des Pfarrers durchkreuzte. Aber die Heirat —“

„Die Verhältnisse sind eben mächtiger als die Menschen, Blumenthal. Der Adel macht krampfhaft Versuche, sich aufrecht zu erhalten und der Geldaristokratie zu widerstehen, von der er überfluthet wird. Wie schwärmte Herr von Rabenberg für eine Reform des Adels! Sie wissen ja selbst, wie leicht er der Verlockung zugänglich war, durch einen Schurkenstreich sein Besitzthum zu vergrößern. Was Fräulein von Rabenberg verbrochen, indem sie das Verbrechen verhindert, das muß sie jetzt durch die Heirath büßen, und, wenn etwas, so wird die Leere, die sie in ihrem zukünftigen Leben findet, sie die Kaste verachten lehren, der sie entflohen ist.“

„Das ist traurig, sehr traurig,“ sagte Blumenthal bewegt. „Die Verbindung mit einem solchen Menschen, wie Graf Hugo, kann nur Schreckliches bringen.“

Nach einigen Augenblicken fügte Blumenthal hinzu: „Der Bruch ist trotzdem zwischen uns vorhanden und die entstandene Kluft kann nicht wieder ausgefüllt werden. Ich bin mir ganz klar darüber geworden. Sidonie ist streng religiös erzogen, sie würde die Lasten der Liebe wohl bis zu einem gewissen Punkte tragen, dann aber müßte ein Zustand entstehen, den ich nach frommem Vorbilde eine Hölle nennen möchte. Nein, nein, Freund Berner, ein geheimes Grauen erfasst mich immer, wenn ich an den Abgrund zurückdenke, dem ich mit lautem Jubel entgegensteuerte. Sie würde auch nie die Schranken ihrer Kaste durchbrechen.“

„Sie haben Recht, zu einer Liebe, wie sie ein freisinnig denkender Mensch von seiner Lebensgefährtin heut zu Tage fordern muß, wäre Sidonie kaum fähig; die fesselnden Farben der Jugend erblaffen schnell und, sind keine weiteren Verschmelzungspunkte gegeben, dann muß ein trostloser Zustand entstehen.“

„Aus den Nebeln der Vergangenheit,“ sagte Blumenthal sinnend, „blickt ein freundliches Gesicht zu mir herüber —“

„Wen meinen Sie?“ fragte Berner.

„Marie Köhler! Ich glaubte, auch da hätte ich eine Perle verschert —“

„Sie wird den Pfarrer heirathen,“ sagte Berner achselzuckend. „Die Noth ist groß, was bleibt ihr übrig, will sie die Mutter retten?“

„So hegt sie keine Neigung für diesen Mann? Ihre Zustimmung ist keine freiwillige?“ fragte Blumenthal lebhaft.

Berner schüttelte den Kopf. „Daß sie für diesen Menschen keine Liebe empfinden kann, nicht einmal eine Spur von Achtung, dafür habe ich gesorgt,“ antwortete er.

Blumenthal schwieg nachdenklich. —

Am Waldesraume schieden sie von einander. Blumenthal versprach, recht bald zum Besuch nach Schönenberg zu kommen.

Mehrere Tage sind vergangen; haben sie auch keine anderen Verhältnisse gebracht, so hat sich unter der ruhigen Oberfläche doch manche Aenderung vollzogen.

Recht auffallend war das Benehmen des Grafen gegen Blumenthal geworden. Sonst hatte er nur die stolze hocherbabene Erlaucht herausgekehrt, der man eigentlich nur kniefällig nahen durfte, jetzt war er eifrig bemüht, den höflichen Menschen herauszukehren. Er sprach viel mit Blumenthal über dessen Vermessungsarbeiten und führte ihn auch selbst in seinem Besitzthum umher. Blumenthal mußte auch in seine Stallungen treten und den Reichthum seines Viehstandes und seines Pferdebestands bewundern, ihm auch Rath geben über die beste und sicherste Anlage bedeutender Kapitalien, angeblich weil der Banquier in der Stadt zu hohe Provisionen für die Verwaltung des Geldes beanspruche und man doch nie recht sicher sei, ob solch ein Mensch nicht eines schönen Tages mit dem ganzen Vermögen verschwinde. — Was das zu bedeuten hatte, blieb Blumenthal ein Räthsel.

Aber auch Blumenthal selbst war nicht mehr der Alte. Sonst blickte er heiter drein und war voller Humor und Laune, jetzt suchte er oft träumend den Wald auf und konnte darin stundenlang einsam verweilen. Was ihn auf seinen Spaziergängen beschäftigte, das war die Unterredung, die er mit Berner gehabt.

Aber es war nicht Fräulein von Rabenberg, die ihn so außerordentlich in Anspruch nahm. Wohl lenkten seine Gedanken sich noch häufig nach Rabenberg zurück, aber es war doch kein warmes, lebendiges Interesse mehr, das die Menschen dort ihm einflößten. Er sah Fräulein von Rabenberg in ihrem Kampf mit den traurigen Verhältnissen und wünschte ihr darin von Herzen den Sieg; zu einem höheren Gefühlsanfschwunge aber gelangte er nicht mehr. — Dagegen trat Mariens Bild in den Vordergrund — deutlicher und freundlicher mit jedem Tage — und oft schon hatte er sich vorgenommen, sie aufzusuchen. Jedoch immer hatte ihn die Furcht davon zurückgehalten, daß sie sein Kommen missverstehen und Liebe bei ihm voraussetzen könnte, von der er sich gänzlich frei wußte. Hatte er ihr denn irgendwie Anlaß gegeben, Liebe bei ihm vorauszusetzen? Er erinnerte sich eines Spazierganges, den er bald nach ihrer Krankheit mit ihr in die Berge gemacht. Dort wo die Wege sich kreuzten, auf der Rasenbank, hatten sie neben einander gesessen und in's Land hinaus geblickt, das sich in reizenden Farben zu ihren Füßen ausbreitete. Wort für Wort wurde ihre damalige Unterhaltung in seiner Erinnerung wieder lebendig.

„Wie kleinlich erscheint mir doch die Götterlehre der Priester,“ hatte sie gesagt, „und wie unbegreiflich die Verblendung der Menschen, die ihnen gedankenlos vertrauen und gläubig hinnehmen, was sie ihnen vorerzählen.“ Von einem Buche sprach sie ihm, das ihr Berner gegeben, in dem die Wunder des Himmels beschrieben wurden und sie erzählte, wie bei dem gewaltigen unsagbaren Bilde, das sich vor ihren Augen entrollte, der persönliche Gott, Himmel und Hölle entschwand. „Suche sie!“ hatte ihr Berner gesagt, als sie ihm den betäubenden Eindruck schilderte, den die Wahrheit auf sie gemacht. „Lächeln Sie nur, Ferdinand,“ sprach sie, „ich suchte wirklich, und verschwand auch der persönliche Gott, so tauchte dafür doch ein um so gewaltigerer Geist vor mir auf. Ein Stäublein war ich, wie die ganze Menschheit, sammt der Erde, dieser gewaltigen Gottheit gegenüber, die meine Phantasie mir vorzauberte, und in meiner Winzigkeit fühlte ich mich tief elend, ich verzweifelte; was lohnte auch ein so staubartiges, bedeutungsloses Leben? Aber gab es einen Gott, dann gab es wohl auch eine Fürsorge für seine Geschöpfe! „Wer hat deinen Gott geschaffen?““ frug mich Berner wieder. Da wandte ich schwindelnd das Haupt — und doch, Ferdinand, bin ich wieder heiter geworden, wenn es mir auch nicht gelungen ist, das große Geheimniß der Welt zu ergründen, wenn auch mit dem Tode für immer alles Leben seinen Abschluß findet. Trotzdem juble und jauchze ich und freue mich des Daseins.“

Er hätte sie damals in seine Arme schließen mögen. Er preßte nur stumm ihre Hände und blickte sie an mit strahlenden Augen. Wußte er doch, daß er es war, der sie mit dem Dasein versöhnte, der ihr Herz mit jubelnder Freude erfüllte. Warum hatte er damals den Muth nicht gefunden, die Hand der Liebe zu ergreifen, die sich ihm bot! Es wäre wohl Manches anders und besser geworden! Aber nun war es doch vorbei, und er ärgerte sich oft über die zudringlichen Gedanken, die ihm hartnäckig ein Glück vorspielten, worauf er nie recht Anspruch gemacht. Dies war der Grundton seiner Selbstgespräche — und meist triumphirte die warnende Stimme, die ihn beschwor, sich nicht leichtfertig in einen neuen Liebeshandel einzulassen. Dagegen kämpfte dann wieder die Erinnerung an, und nicht selten sehr erfolgreich. Wenn er dann keinen Ausweg mehr aus dem Labyrinth fand, in das er gerathen, dann nahm er sich vor, mit Berner zu sprechen und seinen Rath einzuholen.

In der Zwischenzeit hatte er auch sorgfältige Erkundigungen nach dem Waldovertrage eingezogen, den er vor zwei Jahren gesehen; jeden Winkel im Egler'schen Hause hatte er durchsucht, aber nicht die geringste Spur entdecken können. Nur darin waren alle Personen, die er zu Rathe zog, übereinstimmend, daß Niemand anders als Jörg den Vertrag gestohlen haben könne, der ja auch den Wiesenvertrag bei Seite gebracht. Immer wies man zur Unterstützung dieser Behauptung auf die großen Vergünstigungen hin, deren sich Jörg, ohne jedes andere Verdienst, erfreute. Mußte nun Blumenthal den Leuten auch theilweis beipflichten,

so blieben ihm doch immer noch mancherlei Zweifel. Er hatte auch erfahren, daß der Pfarrer früher häufig bei Egler's zu Besuch gewesen; er erkundigte sich bei Frau Egler nach dem Pfarrer und erfuhr nun, daß er dort gewesen, um ihnen in der Noth geistlichen Trost zu spenden, auch die alten Papiere in Händen gehabt und darin geblättert hätte. Blumenthal beschloß

jetzt, Jörg aufzusuchen und mit ihm zu sprechen. Das war nun freilich leichter beschlossen als ausgeführt, denn so oft er an Jörg's Thür klopfte, fand er sie doch stets verschlossen und Jörg abwesend. So sehr ihn seine fruchtlosen Bemühungen auch verstimmt, gab er seine Forschungen doch nicht auf. Unter allen Umständen sollte ihm Jörg Rede stehen. (Fortsetzung folgt.)

## Der Erfinder der Schnellpresse.

Eine geschichtliche Skizze.

(Schluß.)

Selbst Napoleon I., ein gewiß weit klügerer Kopf als sein Schwiegervater und Gegner, lachte einem Fulton in's Gesicht, als sich dieser erbot, ihm Dampfschiffe zu bauen, auf welchen er über den Canal setzen und England erobern könnte. Ehe noch Napoleon dem amerikanischen Ingenieur Bescheid auf sein Projekt gab, holte er das Gutachten des „Institutes von Frankreich“ ein. Und was sagten die „vierzig Unsterblichen“? —: „Phantasterei, grober Irrthum, tolle Ideen, lächerliche Abgeschmacktheit!“ . . . . . Wäre doch Napoleon nie den „vierzig Unsterblichen“ gefolgt . . . . . Als Fulton am 17. August 1807 in Amerika sein erstes Dampfschiff vom Stapel ließ, taufte es die Puritaner „das Teufelsboot“ (devil's-boat), und die Geistlichen predigten dagegen. Gelehrte hielten die Verwirklichung der Dampfschiff-Idee für unausführbar, Geistliche für gottlos und die Staatsbeamten für verrückt und toll. Der leibhaftige „Gottseibeins“ wurde Fulton . . . . . Als im Jahre 1835 der „Jub' der Könige“ in einer Audienz bei Kaiser Ferdinand — dem Sohne Franz I. — um die Bewilligung zum Baue der Nordbahn ansuchte, sagte dieser: „Ja, lieber Nothschild, wer'n ma halt seg'n — i muß erst mit'n Metternich reden“ — und als die Sache im Ministerrath zur Sprache kam und die Meinungen über die Bewilligung des Nothschild'schen Ansuchens getheilt waren, entschied Kaiser Ferdinand: „Geb'n mer ihm's, lang' kann sich so was eh' nit halten!“

Und von dieser Regierung erhoffte König eine Unterstützung zur praktischen Ausführung seines Projektes! . . . . . Nur Rußland schien sich ein wenig für die Sache zu interessieren, man machte ihm von St. Petersburg aus das Anerbieten, er solle daselbst eine Regierungs-Druckerei einrichten. Man versprach ihm 1000 Silber-Rubel Gehalt, und es wurde ihm eine bedeutende Summe behufs Ausführung seiner Erfindung in Aussicht gestellt. Leider blieben dies in Folge des auf's neue ausgebrochenen Krieges leere Versprechungen . . . . . An beiden genannten Orten verlor König nur unnütz Zeit, Mühe und sein Geld; um eine Hoffnung ärmer verließ er im November 1806 die Hauptstadt des Czarenreiches und schiffte sich nach England ein. Im December desselben Jahres kam er in London an. Von allen Mitteln entblößt, mußte er nun in einer Druckerei als Gehilfe seinen Erwerb suchen. Als er dann später mit einem deutschen Verlags-händler, Namens Weiße, bekannt wurde und dieser ihn seinen Geschäftsfreunden empfahl, legte er seine Idee mehreren bedeutenden Buchdruckern der englischen Metropole vor; doch diese waren nicht geneigt, einiges Geld zu Versuchen zusammenzuschicken, und fast wäre es ihm so ergangen, wie auf seinen Irrfahrten nach Süden und Norden. Es waren nämlich in England viele Versuche ähnlicher Art schon längst gemacht worden, aber alle waren mißlungen. Patente wurden genommen, viele Tausende Pfund verwendet, ohne nur ein annäherndes Resultat zu erhalten.

Im Jahre 1814 schrieb König in den „Times“ in einer „Ansprache an das Publikum“ Folgendes: „Auf dem Festlande findet ein Unternehmen dieser Art keine Aufmunterung, keine Unterstützung. Das Patentsystem, wie es in England besteht, ist entweder unbekannt oder daselbst nicht eingeführt, und mithin findet ein einzelnes Unternehmen kein Anregen und die Forscher

und Erfinder sehen sich genöthigt, ihre Entdeckungen irgend einer Regierung anzubieten und um Unterstützung nachzusuchen . . . . . Wohl bekannt ist die Thatsache, daß fast jede Erfindung in England sozusagen ein Asyl sucht . . . . . Das Festland hat von dem Inselreiche noch nicht gelernt, wie mechanische Künste aufzumuntern und zu pflegen sind . . . . . Auch ich lernte die Täuschungen kennen, welche die Projektors auf dem Festlande erfahren.“

In London machte er nach vielen fruchtlosen Versuchen, einen Buchdrucker für das Projekt zu gewinnen, endlich die Bekanntschaft des Thomas Bensley. Dieser Mann paßte insofern zu König, als er Einer von denen war, die sich nicht durch fehlgeschlagene Versuche so leicht entmuthigen lassen. Mit ihm schloß König unterm 31. März 1807 einen Vertrag zur sofortigen Ausführung seines Planes ab. Diese begann; die Versuche waren sehr kostspielig, doch zum Glück für König und seinen Genossen fanden sich zwei neue Theilnehmer: George Woodfall und Richard Taylor, zwei der bedeutendsten Typographen Londons. Nach dreijähriger mühevoller Arbeit wurde die erste Schnellpresse vollendet.

Am 29. März 1810 wurde die Erfindung für England patentirt, und im April 1811 wurde diese erste Druckmaschine praktisch angewendet. Der Bogen H vom „Annual Register“ für das Jahr 1810, mit einer Auflage von 3000 Exemplaren, wurde damit gedruckt. Dieser Bogen ist also zweifellos der erste Theil eines Buches, der je mit einer Maschine gedruckt wurde. Der Druck wurde bei dieser Maschine durch einen flachen Ziegel bewerkstelligt und alle Einrichtungen auf eine rotirende Bewegung basirt. Bald jedoch gab der Gebrauch dieser Maschine neuen Ideen Raum, und durch wesentliche Verbesserungen wurde sie weniger complicirt, aber dafür wirksamer gemacht. Jetzt begannen die Versuche, mittels Anwendung eines Cylinders Abdrücke zu erhalten; das Experiment hatte jedoch nicht den gewünschten Erfolg. Nach einigen neuerdings angestellten und besser ausgefallenen Versuchen wurde der Plan für eine neue Maschine nach diesem Grundsatze gefaßt und, um dies durchzuführen, eine Werkstätte eingerichtet.

„Seit dieser Zeit hatte ich das Glück, Herrn Bauer's \*) Beistand benützen zu können, welcher durch sein Urtheil, seine Genauigkeit, womit er meine Pläne ausführte, sehr viel zum glücklichen Erfolge meiner Anstrengungen beitrug.“ So lautet eine Stelle in der vorhin angezogenen „Ansprache an das Publikum“.

Im December 1812 war die neue Maschine vollendet. Die Bogen G und X von „Clarkson's Life of Penn“, Band I, sind die ersten, die mit einer ganz cylindrischen Presse gedruckt wurden. Im Februar und März wurden auch Ausgaben der „Protestant Union“ darauf gedruckt. Diese Maschine, von zwei Menschenhänden in Bewegung gesetzt, hatte bereits eine Leistungsfähigkeit von 800 Bogen die Stunde.

\*) Andreas Friedrich Bauer, 1783 zu Stuttgart geboren, widmete sich der Mechanik und ging, 18 Jahre alt, nach London, wo er König kennen lernte. Mit ihm gründete dann König die Maschinenfabrik in Kloster-Oberzell bei Würzburg. Als König gestorben, führte Bauer das Geschäft allein fort. Er starb am 27. Februar 1860.

König und Bauer, die nun vereint arbeiteten, ruhten nicht und bald sollte ihr heißester Wunsch, eine Zeitung mit ihrem Werke zu drucken, in Erfüllung gehen. Und noch dazu sollte es die erste Zeitung der Welt sein, mit welcher diese Erfindung ihre eigentliche Weihe erhalten sollte. Ganz im Geheimen bauten sie für Herrn Walter,

den Verleger der „Times“, zwei Schnellpressen, um die genannte Zeitung damit zu drucken. Zugleich wurden Versuche gemacht, die bisher mit Fellen umspannten Auftragswalzen durch solche aus einer Composition von Leim und Syrup erzeugte zu ersetzen, was auch gelang. Das Geheimniß um den Bau dieser Maschinen wurde so streng bewahrt, daß nur wenige Buchdrucker der „Times“ davon wußten, und die meisten dieser wenigen sprachen von Königs Idee als — chimärisch und unausführbar.

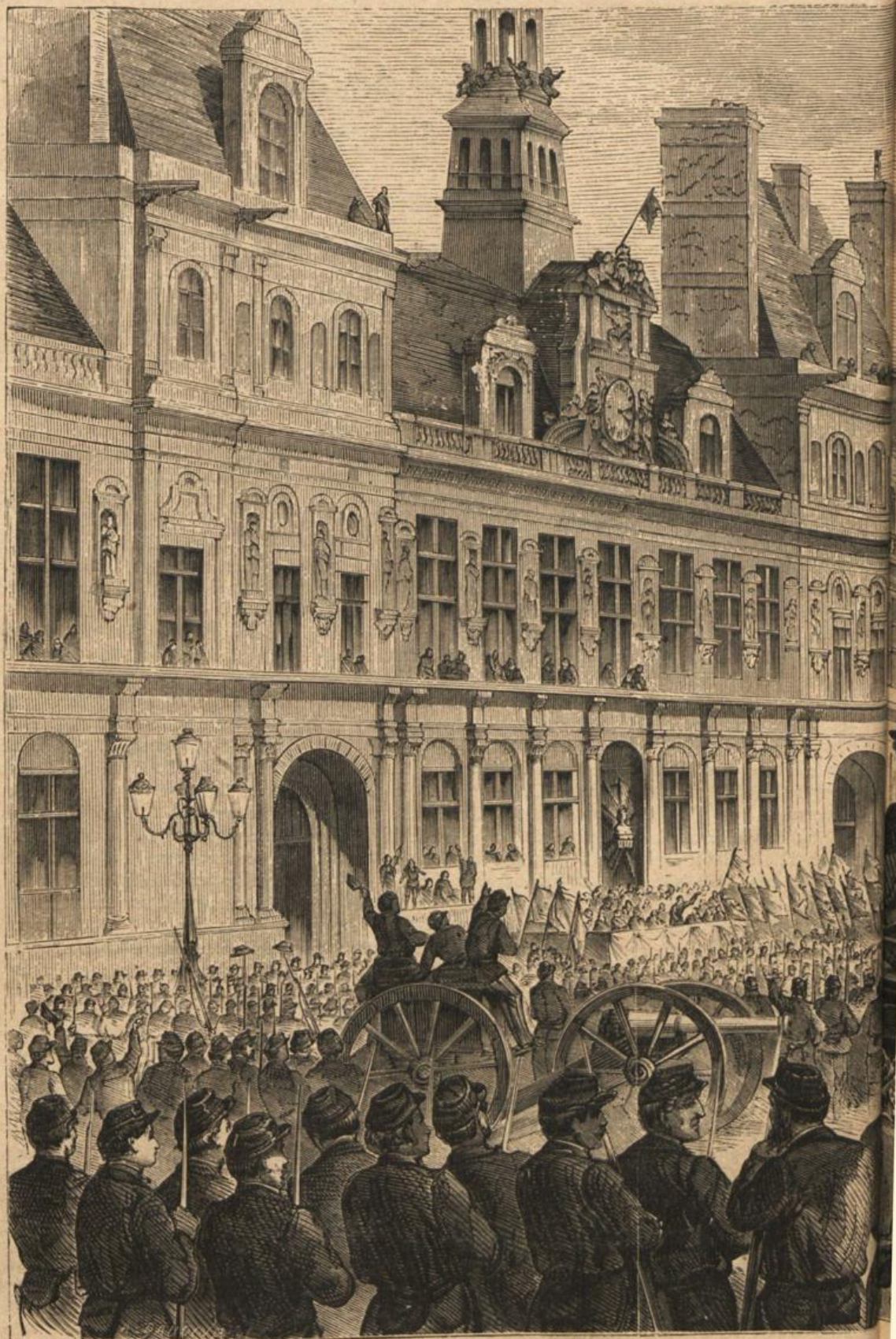
Lucrez, der römische Dichter, sagte in seinem Buche: „De rerum natura“:

„Ein jedes Ding und wär's sehr einfach auch und leicht. Im Anfang Vieles sich als fast ungläublich zeigt, und wär's auch noch so groß und noch so wunderbar, Wird kleiner allgemach doch der Bewund'rer Schaar.“

Erst am Montag, dem 28. November 1814, erschienen in den „Times“ die erste öffentliche Bekanntmachung von der Erfindung der Zeitungs-Druckmaschine.

Dinstag, den 29. November 1814, brachten die „Times“ an der Spitze des Blattes eine „Ansprache an das Publikum“, aus welcher wir folgende Sätze herausnehmen: „Unsere heutige Zeitung liefert das praktische Resultat der größten Verbesserung, die je die Buchdruckerkunst seit ihrer Erfindung erfahren hat. Der Leser dieses Paragraphen hält jetzt einen von den vielen tausend Abdrücken in der Hand, die vorige Nacht durch einen mechanischen Apparat gedruckt wurden. Ein fast organisches Maschinensystem ist erfunden worden, welches, während dadurch die beschwerlichsten Anstrengungen des Druckens

abgeschafft sind, alle menschlichen Kräfte an Schnelligkeit und Wirksamkeit weit hinter sich läßt . . . Von dem Erfinder haben wir wenig zu sagen. Sir Christoph Wren's \*) schönstes Denkmal ist in dem Gebäude, welches er erbaute, zu finden, und so ist nun die schönste Lobpreisung, die man dem Erfinder



der Druckmaschine bringen kann, in seiner Erfindung selbst verkörpert“.

Schon am 24. December 1814 erhielt König das Patent auf eine Schön- und Widerdruckmaschine (Completmaschine). Dieselbe hatte für jede Form besondere Farbwerke und zwei Cylinder,

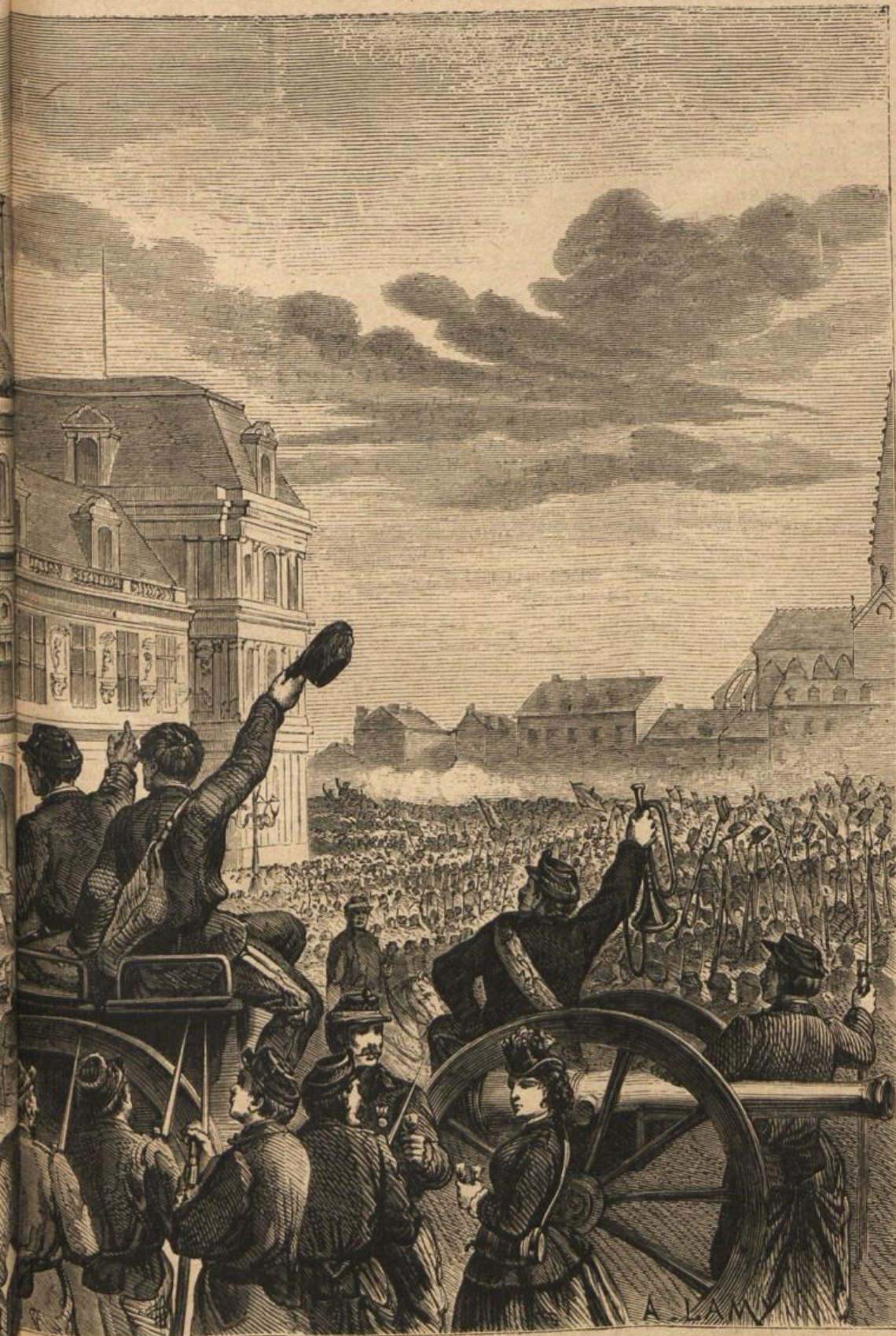
zwischen welchen durch eine höchst sinnreiche Vorrichtung der auf der einen Seite bedruckte Bogen zwischen Bändern auf den anderen Cylinder übergeführt und auf der anderen Seite bedruckt wurde. Diese Completmaschine wurde im Februar 1816 in der Druckerei von Thomas Bensley und Sohn aufgestellt und die zweite Aus-

gabe der „Institutions of Physiology“ darauf gedruckt. Sie lieferte 900 bis 1000 auf beiden Seiten bedruckte Bogen in der Stunde.

Diese so glücklich in die Welt eingeführte Erfindung, welche so großen und reichlichen Gewinn versprach, rief bald den Neid englischer Mechaniker und Buchdrucker hervor; sie begannen damit, daß sie durch Abänderungen an völlig unwesentlichen Theilen der Maschine das Patent König's illusorisch zu machen und sich die Ehre einer bedeutenden Verbesserung anzueignen suchten. Auch Thomas Bensley<sup>\*)</sup>, der nur König das Wiedererblühen seines Geschäftes zu danken hatte, schlug sich auf die Seite seiner Widersacher. Ueberall warf man König Prügel zwischen die Füße, und wenig hätte gefehlt, so wäre er selbst um die geniale Frucht seines Geistes betrogen

<sup>\*)</sup> Sir Christopher Wren, geboren 20. October 1632, gest. 1723, ein berühmter englischer Mathematiker und Baumeister. Nach dem großen Brande von London wurde er zum Baumeister der Stadt London und zum königlichen General-Architekten von England ernannt. Die Paulskirche in London, auf welches Bauwerk die „Times“ anspielen, ist von ihm erbaut.

<sup>\*\*)</sup> Bensley, der durch seine elende Undankbarkeit gegen König sich der Verachtung der Nachwelt würdig machte, erreichte sehr bald das Verhängniß. Er ging mit seinem Geschäfte zu Grunde; die gereteten Trümmer verlor er durch waghalsige Speculationen. Zum Aeußersten getrieben, steckte er sein Haus in Brand, um sich mit dem Ertrag der Assuranceprämie zu regeneriren. Er wurde entdeckt und als Brandstifter zu langer Haft verurtheilt. Er starb auf einem Lebrichtthausen in Londons Straßen als Bettler!



gewesen. Durch allerlei Chicanen wurde König und seinem ihm zum Freunde gewordenen Mitarbeiter Bauer der Aufenthalt in England unerträglich gemacht; sie überließen die Erfindung den beutegierigen Krämerseelen und kehrten 1817 nach Deutschland zurück, mit der Absicht, hier irgendwo eine Maschinenfabrik zu errichten. Zu diesem Zwecke kauften sie von Bayern das ehemalige Prämonstratenser-Kloster Oberzell bei Würzburg\*), welches sie für 35,000 fl. und unter sehr günstigen Bedingungen (zum Beispiel einen sechsjährigen Steuernachlaß) erhielten. Die Eisenindustrie, welche in Deutschland damals sehr im Argen lag, bereitete dem Unternehmen anfänglich nicht unbedeutende Schwierigkeiten; Maschinenarbeiter waren damals in Deutschland etwas Unbekanntes, diese mußten sich König und Bauer erst aus Bauernburschen und Landleuten herausbilden. Doch siegte über alle diese Hindernisse der starke Geist dieser beiden Männer. Schon Sonntag, den 1. November 1823, kündigte die „Haude- und Spener'sche Berliner Zeitung“ jubelnd an, daß sie von nun an auf zwei von König und Bauer gelieferten, durch Dampf betriebenen Schnellpressen gedruckt werde. Gleichzeitig erhielt die Decker'sche geheime Oberhofbuchdruckerei in Berlin zwei Schnellpressen. Am 12. Juli 1824 wurde der Druck der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ zum erstenmale durch eine Maschine hergestellt. Am 5. Juli 1825 wurde auch der „Hamburger Correspondent“ mit einer von König und Bauer gelieferten Schnellpresse zum erstenmale gedruckt. In Oesterreich wurde die Schnellpresse sehr spät verwerthet. Im Jahre 1833 ward die erste Druckmaschine in Wien aufgeschlagen. In Frankreich wurde die Schnellpresse 1823 durch englische Maschinenbauer eingeführt.

Bis zum Jahre 1829 hatten König und Bauer bereits 51 Schnellpressen fertig gestellt und beschäftigten in ihrer Fabrik die für jene Zeit sehr große Anzahl von 120 Arbeitern. Nach allen Länder Europa's gingen König und Bauer'sche Fabrikate, überall gerechtes Lob und Triumph erntend. 1826 führten die Beiden die bis dahin in Deutschland unbekanntes Maschinenpapier-Fabrikation ein und errichteten in dem ehemaligen Kloster Schwarzach eine Papierfabrik.

Im Jahre 1825, in seinem 50. Lebensjahre, vermählte sich König mit einer hochgebildeten Bürgerstochter, Namens Fanny Jacobs aus Koburg. Die Ehe war mit zwei Söhnen und einer Tochter gesegnet.

Hier sei noch erwähnt, daß die „London Literary Gazette“ einem Schriftsteller Namens Nicholson das Recht der Erfindung vindiciren wollte, der im Jahre 1790 ein Patent auf einige roh entworfene Verbesserungen an der Buchdruckerpresse genommen hatte. Diese Bemerkung der „Literary Gazette“ wurde von den

\*) Das von König im Vereine mit Bauer dort gegründete Geschäft feierte am 23. März 1865 — nunmehr von König's Nachkommen geleitet — die Vollendung der tausendsten Schnellpresse, nachdem es am 29. November 1864 den fünfzigsten Jahrestag der Erfindung gefeiert hatte; die tausend und erste Schnellpresse war ein neuer Triumph der Mechanik, eine neue Errungenschaft für die Typographie: die Zweifarben-Maschine. Am 6. September 1873 wurde bereits die zweitausendste Druckmaschine fertig gestellt. (Bei der Feier zum Andenken an den hundertjährigen Geburtstag König's im April d. J. wurden die beiden Söhne des Erfinders vielfach ausgezeichnet.)

„Times“ in der Nummer vom 3. Dezember 1824 in ein paar energischen Sätzen abgethan und die Priorität der Erfindung Herrn König feierlichst gewahrt. Sie sagten unter Anderem: „Allerdings kommt es selten vor, daß ein Ausländer eine Erfindung nach England bringt, die oben schwimmt; es gibt hier so viele Talente für mechanische Künste, daß man fremdem Verdienst, ohne dabei zu verlieren, Gerechtigkeit widerfahren lassen kann. So halten wir es auch für unsere Pflicht, in einem Falle, mit dessen Umständen wir völlig bekannt sind, diese Gerechtigkeit zu üben. . . . Was Herrn Nicholson betrifft, so war derselbe noch am Leben, als diese Zeitung zum ersten Male mit der Maschine gedruckt erschien; Herr König wurde öffentlich als Erfinder genannt, und doch gab Herr Nicholson selbst nicht den Laut eines Anspruchs zu erkennen. . . . Solche Leute, die sich gewaltsam in das Eigenthum Anderer einbringen, müssen sich unter den Schutz eines alten, längst vergessenen Patentes verbergen.“

Außer Bensley thaten eine Zeitlang noch Cowper, Applegarth, Napier und Kutt, als hätten sie die Schnellpresse erst eigentlich erfunden, und dies veranlaßte König zu einer vom 12. Oktober 1826 aus Kloster Oberzell datirten Erklärung, worin er sich sein Recht wahrte.

Die politischen Wetter am europäischen Horizonte zum Beginne der dreißiger Jahre drohten das ganze, mühsam aufgebaute Werk König's zu ruiniren. Auch die Druckergehülfen Deutschlands\*) und Frankreichs traten, von einer kaum zu begreifenden Verblendung getrieben, der Verbreitung der Druckmaschinen feindselig entgegen. An vielen Orten zertrümmerten sie diese großartigen Werke menschlichen Geistes, weil sie in ihrer egoistischen Beschränktheit sich einredeten, durch diese Maschinen würde ihr Broterwerb gestört, würden sie zu Bettlern werden. Später haben sie eingesehen, wie unbillig, wie unklug ihr Vorgehen war; heute lacht man mittheilig über diese „Zertrümmerer“, und doch gibt es noch Viele, welche ähnliche Erfindungen und Maschinen verdammen und glauben, daß dann für sie kein Platz mehr sei auf dieser Erde. Das ist unrichtig; je mehr Maschinen, desto größer der Erwerb, desto besser das körperliche Wohlbefinden, desto größer (vernünftige Gesellschafts-Einrichtungen natürlich vorausgesetzt) die Konsumtion. Man muß nur auf vergangene Zeiten zurückblicken. Wie wäre je der riesige Handels- und Personenverkehr so in Schwung gekommen, wären nicht die Dampfschiffe und Eisenbahnen gekommen? Was wäre die Macht der Presse, ohne die bedeutende Produktion der Schnellpresse? . . .

König erlebte noch einige dieser traurigen Tage, aber der Tod hatte Erbarmen — er ließ ihn nicht alle erleben. Am 17. Januar 1833 schloß Friedrich König seine Augen für immer — ein Herzschlag hatte seinem thatenreichen Leben ein Ende gemacht. . . . Auf dem Friedhofe in Oberzell, nicht weit entfernt von der Stätte seines Schaffens, ruht seine Leiche. . . . Ein treuer Freund hat ihm das Distichon auf's Grab geschrieben:

„Vorwärts drängt der Geist und die Presse hat zehnfaches  
Tagewerk —

Daß sie genüge dem Dienst, hast du ihr Flügel geformt.“

Karl Höger.

\*) Als im Jahre 1830 bei Brockhaus die erste Maschine aufgestellt wurde, demolirten die Druckergehülfen dieselbe.

## Die Paradiesvögel im Berliner zoologischen Garten.

Von H. Schulz.

(Schluß.)

Bei dieser Behandlung schrumpft der Kopf, welcher in Wirklichkeit groß ist, fast auf nichts zusammen, der Körper wird sehr verändert und verkürzt und das wallende Gefieder kommt am meisten zur Geltung. Einige dieser von den Eingeborenen gefertigten Bälge sind sehr rein und oft werden auch die Flügel und Füße daran gelassen, andere dagegen sind sehr stark vom Rauch beschmutzt; alle aber geben eine irrthümliche Vorstellung

von der Gestalt des lebenden Vogels. Der Balg des kleinen Paradiesvogels wird sehr häufig als Damenhut-Schmuck bei uns verwandt und bildet daher einen wichtigen Handelsartikel im Osten.

Doch sehen wir uns jetzt die beiden Vögel des zoologischen Gartens etwas genauer an. Beides sind Männchen, auf welche die Natur ausschließlich alle Farbenpracht verwandt hat. Am

schönsten ist der große Paradiesvogel, der mit seiner prachtvollen Gefiederentfaltung unsere Bewunderung erweckt. Der Körper, die Flügel und der Schwanz sind dunkelbraun gefärbt, die Brust vertieft sich in ein schillerndes Purpurbraun. Der Kopf und Nacken zeigen das zarteste Goldgelb, das nach der Kehle zu in das glänzendste Grün übergeht, das sich auch in einem Bunde quer über die Stirn erstreckt. Der Schnabel ist von blaugrauer Farbe und die kräftigen Füße sind grauröthlich. Am Schwanz befinden sich zwei lange Federstrahlen, die sich in phantastischen Formen nach außen winden. Der schönste Schmuck des Vogels sind jedoch die Federbüschel, die zu beiden Seiten des Körpers unter den Flügeln entspringen und fast einen halben Meter lang sind. Die Federn sind äußerst fein und zart und von glänzend goldgrüner Farbe. Richtet der Vogel diesen Federbüschel auf, wobei der Schwanz schräge herabgebogen ist, so wird er fast vollständig von diesem prächtigen Gefieder eingehüllt und bietet dann wirklich einen „paradiesischen“ Anblick. Er hält das Seitengefieder in beständiger, zitternder Bewegung, duckt den Körper, so daß der gelbe Kopf und die smaragdgrüne Kehle die Unterlage zu dem goldigen Glorienscheine geben, der darüber wallt.

Nur ganz einfach erscheint neben dieser Farbensülle das durchweg kaffeebraune Federkleid des Weibchens. Ihm fehlen die Schwanzstrahlen und auch die Federbüschel an der Seite, so daß der Nichtkenner zwei ganz verschiedene Vögel vor sich zu haben vermeint. „Die jungen Männchen“, schreibt Wallace a. a. O., „gleich im ersten Jahre genau den Weibchen, so daß sie nur durch die Sektion von ihnen zu unterscheiden sind. Der Wechsel bringt die gelbe und grüne Farbe auf dem Kopfe und an der Kehle hervor, und zu gleicher Zeit wachsen die beiden mittleren Schwanzfedern einige Zoll weiter hinaus als die anderen, aber behalten an beiden Seiten ihre Fahnenbärte. In einer späteren Frist werden diese Federn durch lange, nackte Schäfte von derselben Länge, wie sie der ausgewachsene Vogel hat, ersetzt, aber noch ist kein Zeichen des prächtigen, orangefarbenen Seitengefieders vorhanden, welches später den Schmuck des erwachsenen Männchens vervollständigt. Um diesen Wechsel hervorzurufen, müssen mindestens drei aufeinander folgende Mausern stattfinden, und da die Vögel wahrscheinlich nur einmal im Jahre mausern, so ist das volle Gefieder erst im Alter von vier Jahren vorhanden. Man glaubte lange Zeit, daß der schöne Federschmuck nur für eine kurze Frist während der Brutzeit erscheine, aber es ist erwiesen, daß das vollständige Gefieder während des ganzen Jahres behalten wird, mit Ausnahme einer kurzen Zeit der Mauser, wie bei den meisten anderen Vögeln.“

Ueber das Freileben des großen Paradiesvogels ist wenig bekannt. Hauptsächlich kommt er auf den Aruinseln vor, wird aber nicht, wie oft angegeben, in Neu-Guinea gefunden, wenigstens hat man ihn dort noch nicht beobachtet, obwohl es sehr leicht möglich wäre, daß er auch im südlichen Theile dieses Landes, von welchem Aru abgetrennt worden, vorkommt. Auf den Aruinseln kommt er in größerer Anzahl vor und lebt in mehr oder minder zahlreichen Flügen zusammen. Die Stimme ist laut und

schrill und klingt wie: „Wawf — wawf — wawf — wof — wof — wof!“ Ueber die Art und Weise des Nestbaus hat man nichts Bestimmtes erfahren können, und ein Ei hat bis jetzt noch kein Eingeborener gesehen. Selbst die von einem holländischen Beamten ausgesetzte hohe Belohnung für ein Ei von diesem Vogel blieb ohne jeden Erfolg. Im Mai prangen die Vögel im schönsten Federschmuck. Alsdann versammeln sich die Männchen auf den Waldbäumen, um ihre Spiele aufzuführen und die Farben ihres Kleides im Sonnenglanze spiegeln zu lassen. Bei diesen Spielen lassen sie sich sehr leicht beschleichen, so daß der Eingeborene sie hier mit leichter Mühe erlegen kann. Er schießt mit seinem Bogen und dem in einen runden Kopf endenden Pfeile einen nach dem andern vom Baume, ohne daß die übrigen davonfliegen.

Der kleine Paradiesvogel ist von geringerer Größe und unterscheidet sich von dem ersten auch noch durch seine Färbung, obwohl diese kaum minder prächtig zu nennen ist. Der Grundton des Körpers ist etwas heller, auch vermischt man den schwarz-violetten Brustfleck. Der Oberkörper zeigt eine abweichende Zeichnung, indem das Gelb sich weiter ausdehnt. Das Seitengefieder ist matter, an den Spitzen fast ganz weiß. Er ist in ganz Neu-Guinea zu finden, außerdem noch auf den Inseln Misole, Salvatti, Jobia, Biat und Sook. Sonst ist er seinem größern Vetter nah verwandt, nur zeichnen sich die Weibchen vor denen des großen Paradiesvogels vortheilhaft durch die weiße Färbung an der untern Seite des Körpers aus.

Die Paradiesvögel sind, wenn man den Ausdruck von diesen „ätherischen“ Vögeln gebrauchen darf, Allesfresser. Sie nehmen sowohl mit Früchten als mit Insekten fürlieb. Namentlich lieben sie die kleinen Feigen, die sie förmlich ausschälen, verschmähen jedoch auch Weinbeeren, Birnen, Hederbeeren und selbst die gelben Möhren nicht. Auch Heuschrecken, Schaben, ja selbst Raupen fressen sie gern. Außerdem werden sie in der Gefangenschaft mit Ameisenpuppen, Mehlwürmern, Eigelb, eingeweichter Semmel &c. gefüttert und scheinen sich hierbei vortreflich wohl zu befinden.\*)

So wäre es denn der Wissenschaft gelungen, wieder ein Wunder der Natur aufzuklären, das Jahrhunderte hindurch die Welt mit Staunen erfüllt. Aus den fußlosen ätherischen Vögeln, die als Boten einer andern Welt im weiten Himmelsraume schweben und von Blüthenduft und Thau leben sollten, haben sich ganz gewöhnliche krähenartige „Allesfresser“ entpuppt, die freilich durch ihr schönes wallendes Federkleid unsere Bewunderung erregen. Vielleicht gelingt es in nicht zu ferner Zeit, die Vögel bei uns als Stubenvögel heimisch zu machen, da sie, wie die bis jetzt gemachten Erfahrungen vermuten lassen, ziemlich widerstandsfähig sind und der frischen Luft und Bewegung mehr bedürfen als der Hitze. Und vielleicht gibt eine verständnißvolle Zucht eher über die noch unbekanntem Lebenspunkte Aufschluß, als es die Berichte der Reisenden vermögen.

\*) Vergl. „Gefiederte Welt“ von Dr. R. Kufß, Jahrgang 1875, Nr. 49.

## Danton.

Episode aus dem Jahre 1792. Frei nach dem Französischen von D... P...

(Fortsetzung.)

Als der Gefangenwärter die Abendkost brachte, verlangte Friedrich einen Stuhl, eine Lampe und Schreibmaterial; aber der Wärter achtete nicht auf seine Worte und stellte schweigend einen Krug mit Wasser und ein Stück Brot in einen Winkel des Kerkers. Friedrich erinnerte sich, daß er noch einige Goldstücke bei sich haben müsse und bot sie dem Manne an. Dieser aber nannte ihn einen aristokratischen Schurken, stieß die dargebotene Hand rauh zurück und entfernte sich mit einem verben Fluch auf den Lippen.

Der Gefangene blickte traurig zu seiner Blume empor, die er nicht zu schütten vermochte; da erglänzte sie plötzlich im matten Schimmer

des letzten Sonnenstrahles; aber rasch erstarb dieser und die Nacht brach herein. Friedrich warf sich auf das Strohlager und versuchte zu schlafen. Aber ein banges Stöhnen erklang durch den Kerker, wie leise Klagen einer trostlosen Seele; ein dumpfes, regelmäßiges Rollen folgte und beides vereinigte sich zu einer düsteren Harmonie, vor welcher die Seele des Gefangenen in Entsetzen erstarrte. Er wußte nicht, wie er sich diese Töne erklären sollte; er horchte aufmerksamer; das Rollen wurde stärker und bald erkannte er, daß es ein Gewitter sei, dessen Wüthen als eintöniges Klagen in seinem Kerker verhallte.

Er zitterte für seine Blume, versuchte nicht mehr zu schlafen und erwartete, auf dem feuchten Stroh sitzend, mit unsäglicher Angst den ersten Tageschein. Endlich drang ein schwacher Schimmer in den Kerker, und Friedrich stieß einen Freudenschrei aus. Seine Blume senkte zwar matt das Köpfchen, ihrem goldigen Kelche fehlten einige Blätter, aber sie war nicht geknickt und zu seinen Füßen fand er auch die Blättchen wieder, die der Sturm ihr entrispen hatte.

Jetzt erschien auch der Schließer, begrüßte den Gefangenen mit dem Namen „Bürger“ und brachte ihm Alles, was er am Abend vorher verlangt hatte.

„Welche Zeit ist es?“ fragte Friedrich.

„Das fragen sie Alle,“ antwortete der Mann mit rauhem Ton. — „Es ist 10 Uhr.“

„Was giebt es Neues?“

„Vor der Hand noch nichts — aber haben Sie nur Geduld.“

Diese Worte durchzuckten Friedrich's Herz mit trüber Ahnung; unwillkürlich sah er nach seiner Blume, sie hatte sich völlig wieder aufgerichtet.

„Sind neue Verhaftungen vorgenommen?“

„O! man weiß nicht mehr, wo man die Menschen Alle unterbringen soll, aber nur Geduld!“

Friedrich erbebte von Neuem.

„Ohne Zweifel werden wir bald verhört werden,“ fragte er.

„Ja, damit man Euch auch freispricht wie den Verräther Montmorin, nicht wahr? Die Richter sind von den Royalisten bestochen und die Aristokraten dort oben schreien ganz ungescheut, daß die Preußen kommen und sie befreien werden. Ja schreit nur! — bis dahin kann noch viel Wasser durch den Pont-neuf fließen.“

„Oder auch Blut,“ dachte Friedrich.

„Sie tanzen und jubeln dort oben — aber habt nur Geduld,“ sagte der Schließer nochmals, indem er die Thür öffnete, um sich zu entfernen.

Man gewährt dem zum Tode Verdammten Alles, was er begehrt, dachte Friedrich — wohl an, so will ich denn zum letzten Male zu Marien sprechen und dann an Danton schreiben: ich will gern sterben, da sie nicht mehr leben darf, aber Einer wenigstens soll wissen, daß ich kein Verräther war. — Er schrieb seine beiden Briefe, und als der Schließer zur gewohnten Zeit kam, übergab er ihm dieselben zur Beforgung.

„Die Bürgerin Marie ist nicht mehr da,“ sagte der Schließer, nachdem er die Aufschrift gelesen.

„Wie? ist sie schon verurteilt?“

„Nicht, daß ich wüßte, Bürger Danton hat sie abführen lassen, weiter kann ich nichts sagen.“

„Ich muß Danton sprechen, lassen Sie nur den Brief.“

„Schon gut, wenn er kommt, soll es ihm gesagt werden.“

„Aber ich muß ihn noch heute, gleich jetzt sprechen.“

„Was da, glauben Sie denn, daß Danton nichts weiter zu thun hat, als an Sie zu denken? Er ist in der Commune und wird schon kommen, haben Sie keine Angst. — Sehen Sie, es

geht gar lebhaft zu in Paris — denn die Preußen sind in Verdun — aber nur Geduld . . .“

„Die Preußen sind in Verdun? . . .“ schrie Friedrich auf. „Und ich bin hier gefangen! O, dort, in Verdun wäre mein Platz.“

„In Verdun? . . .“ sagte der Schließer, einen Schritt zurückweichend. „Man hatte mir doch gesagt, daß Sie ein guter Sansculotte wären.“

„Wer hat Dir dies gesagt?“

„Jemand, der sich nicht vor Ihnen fürchtet . . . nun, er kann sich auch täuschen, wie ich sehe.“

„Nein, mein Freund,“ sprach Friedrich. „Er hat sich nicht getäuscht. Ja, ich möchte in Verdun sein, aber um für mein Vaterland zu kämpfen.“

„Das lasse ich gelten!“ erwiderte der Schließer und drückte mit seiner schwieligen Hand die Rechte des jungen Mannes. — „Topp, schlagen Sie ein, vielleicht marschieren wir zusammen.“

„Wirft Du denn auch ausruhen?“

„Das Vaterland ist in Gefahr,“ sprach der Alte langsam und feierlich, und in diesem Augenblicke erschien der häßliche, griesgrämige Alte fast schön durch die Begeisterung, die aus seinen Augen strahlte; und als er seine Schlüssel gleich einer Waffe schwang, fühlte man, daß dieser Arm den Feinden des Vaterlandes noch fürchtbar werden könnte.

Friedrich wurde von seiner Begeisterung angesteckt. „Nein!“ rief er, „die Feinde werden nicht in Paris einziehen und sollten wir Alle bis auf den letzten Mann fallen . . . aber was sage ich? Ich bin ja gefangen — und warum kann ich nicht mit Euch ziehen?“

„Wir sind noch nicht fort,“ sagte der Schließer mit einem schlauen Lächeln. „Es giebt noch etwas in Paris zu thun, ehe wir fort können.“

„Noch etwas zu thun? Was wäre das?“ frug Friedrich von banger Ahnung erfaßt. „Das darf ich noch nicht sagen; aber nur Geduld,“ sagte der Alte, indem er die schwere Thür in's Schloß warf.

Friedrich warf seine Briefe in einen Winkel und begrub den Kopf in seine Hände; ein ungeheurer Schmerz ergriff seine Seele und verzweifelnief er aus: „O Marie, Marie! wo bist Du, was haben sie Dir gethan?“

Sein Blick irrte wieder zu der kleinen Pflanze empor; neue Knospen hatten sich erschlossen, und eine leise Hoffnung schlich sich in sein Herz; aber die Nacht brach herein, und mit ihr kehrten all' seine trübten Ahnungen, seine schmerzlichen Gedanken zurück. Er warf sich auf sein Lager, aber die Erregung, die Angst um die Geliebte, die Schlaflosigkeit der letzten Nacht — Alles dies vereinigte sich, ihn in einen sieberhaften Zustand zu versetzen, durch welchen die zwei schmerzlichen Eindrücke, die er zuletzt empfungen, sich verschmolzen und verwirrten. „Marie, Marie! wo bist Du!“ rief er unaufhörlich und warf sich verzweifelnief zu Boden, um im nächsten Augenblicke mit den Worten: „Die Preußen sind in Verdun — zu den Waffen, zu den Waffen!“ aufzuspringen und im Sturmschritt seine enge Zelle zu durchlaufen!

(Schluß folgt.)

### Wer seid aber Ihr?

Ihr habt gedonnert hinaus in die Welt  
Im achtundvierziger Jahre  
Der Freiheit Sänge — sie sind zerstückelt —  
Lebendige Leichen zur Bahre!

Wenn überall die Fahne weht  
Für Gleichheit, Völkerbefreiung,  
Da braucht der fallende Poet  
Nicht erst der Mäusen Weihung.

Sein schlechtester Vers wird zum Gesang —  
Und ras't und donnert in's Weite:  
Triumphgeheul und holder Empfang  
Im Kittel, in Sammet und Seide.

Der Rauch verrauscht — die Reaktion  
Erhebt die schwarzen Schwingen;  
Jetzt gilt's, du Dichter, du Mäusenjohn,  
Der Freiheit Hymnen zu singen.

Ihr schweigt. Die „Gartenlaube“ ruft,  
Ihr singt ihr sonder Gleichen,  
Ja, eure Lieder riechen wie Duff  
Reaktionärer Leichen.

Kurt Wolf.

Die Proklamirung der Commune (i. d. Bild) erfolgte Freitag den 31. März 1871 auf dem Platz des Hotel de Ville (Stadthaus), nachdem am 26. März von 490,000 Wählern 277,000, also die große Mehrheit der Gesamtbevölkerung von Paris, für die Commune gestimmt hatten. Unser Bild zeigt uns den Vorübermarsch der Nationalgarde. Vor dem Stadthaus — auf der fahnen geschmückten Estrade (Erhöhung) — befinden sich die 80 Erwählten des Volks; der Mann mit erhobenem Arm vorn an der Brüstung ist Beslay, der Alterspräsident der Commune, welcher zur Menge spricht. „Das Schauspiel war wahrhaft großartig, und wohl geeignet, die tiefste Wirkung hervorzuwirken,“ sagt ein nicht sozialistischer Augenzeuge — Mac Vernoll — in der Pariser „Monde Illustré“ — „Illustrirten Welt“ — vom 8. April 1871.